

Im Gespräch: Peter Licht

# Warum ist es denn hier so dunkel, Herr Licht?

Über uns ziehen dralle Schiffe vorbei, als wären es Zeppeline. Peter Licht, das Phantom, der letzte Großmelancholiker, sitzt mir gegenüber. Wo wir sind, spielt keine Rolle, denn mit Peter Licht könnte man eigentlich überall sein. Ein Gespräch über die Austreibung metaphysischer Traurigkeit.

Von Oliver Jungen

Herr Licht, am 5. September erscheint Ihr neues Album, das so heißt wie die Dissertation von Wolf Lepenies: „Melancholie und Gesellschaft“. Schräge Idee.

Mit Melancholie und Gesellschaft sind die beiden Pole abgesteckt, zwischen denen das Ganze hin und her fliegt. Das Ich und die anderen. Distanz und Nähe. Die Melancholie als dauerndes Wetterleuchten, vor deren Hintergrund die Gesellschaft ihre unfassbare Existenz durchführt. Der Titel entstand unbeeinflusst vom Lepeniesschen Buch. Ich kannte das gar nicht. Später hab ich es dann gelesen, und irgendwie passte es gut zusammen. Von Lepenies treffend beschrieben ist das Umschlagen von Melancholie in utopische Gesellschaftsentwürfe. Auch die Utopie aber ist heute ziemlich korrumpiert und vorbei.

Melancholie als Signatur unserer Zeit?

Ich habe manchmal den Eindruck, dass die Melancholie das Hauptprodukt dieser Gesellschaft ist, das, was am Ende wirklich produziert wird. Ob der Kapitalismus jetzt vorbei ist, man weiß es nicht. Aber irgendwas ist vorbei: Dann kommt die Melancholie. Im Zustand der Melancholie bin ich auch frei – auf eine Weise. Ich bin dann draußen. Aber vielleicht wollte ich ja eigentlich lieber drin sein. Man weiß ja nie, wo ein Atomkern jetzt gerade ist.

Die Melancholie ist also kein Subsystem der Gesellschaft, sondern ihr Gegenpart? Glauben Sie etwa an die Subjektivität?

Glaube ich an Subjektivität? Hm, ja. Ist der Ameisenhaufen eine Ansammlung von Individuen, oder ist er selbst das Individuum, ein einziger Organismus mit freilaufenden Zellen? Der Traum des Einzelnen ist ja einigermaßen deckungsgleich mit dem kollektiven Bewusstsein. Darum geht es. Melancholisch ist das Ich, der Einsame, das abgespaltene Atom der Gesellschaft. Und dann gibt es da das Wir, das Kollektiv. Doch, ich glaube total an Subjektivität. Und totaler noch an das Kollektiv.

Klingt nach theoretischem Überbau, der auch auf Ihre früheren Alben passt, obwohl die noch viel verstrahlter wirken.

Sehe ich genauso. Ich mache eigentlich seit der ersten Platte immer nur dasselbe. Es singt sich immer das gleiche Lied. Nur in verschiedenen Schichtungen und Ausprägungen.

Wegbegleiter kommen abhandeln. Funksignale erreichen uns nicht mehr. Schon „Das absolute Glück“ war ja das des letzten Menschen. Pflegen Sie einen Hurra-Solipsismus?

Ich möchte nicht gern der letzte Mensch sein. Das Phänomen der Trennung ist aber ein extrem starkes. Letztlich produziert es Melancholie. So richtig schön angenehm deprimiert sein. Wo ich hinsehe, findet Abtrennung statt. Überall Geheimnummern. Wettbewerb und Leistung, Produktaustausch, Partnerwechsel, neuer Trainer. Das ist ein Motiv, das unterwegs ist: das Glück des Letzten, des Einsamen, der Abtrennung. Es ist ja auch tatsächlich ein Glückszustand, allein zu sein, wenn es überall voll ist. Und darin dann die Sehnsucht nach dem Gegenteil von Alleinsein. Entscheiden kann man sich da nicht, das geht ineinander über.

Im „Trennungslied“ trennen sich unablässig Paare, aber der Reim hält sie zusammen.

Der Reim an sich bildet eine Wahrheit aus. Deshalb ist er ja auch immer noch im Sortiment. Wenn schon nichts zusammenpasst, gibt es doch immerhin den Gleichlaut. Vielleicht gilt das auch insgesamt für die Sprache.

Immer wieder die Traurigkeit des Siegers. Hat Peter Licht ein Problem mit der Evolution?

Kann man schon dran verzweifeln? Aber der Peter Licht, wie ich den verstehe, versucht ja gerade, nicht zu verzweifeln, sondern wie Don Quichotte die Lanze zu heben – gegen was auch immer.

Schon Ficino schlug Poesie und Musik als Mittel gegen Melancholie vor.

Eine interessante Frage. Kann man den Teufel mit Beelzebub austreiben? Aber es gibt auf der Platte ja auch das Jasagerlied „Bei-



Illustration Burkhard Neie/ix

pflichten“. Da bin ich der stolze Endverbraucher, da geh ich mit, bin ich dabei.

Die Konsumentenrolle affirmieren? Das klingt aber nach ziemlich kleinem Glück.

Die Rolle des Endverbrauchers ist eine Beleidigung schlechthin. Der Mechanismus der Marken beleidigt den Menschen. Aber es gibt kein Oben, keine Verschönerung hinter irgendwelchen getäfelten Türen, das ist ja völlig klar. Das ist ein selbststeuender Prozess, wahrscheinlich schon ein evolutionärer. Ich frage mich, ob Selbstverwirklichung am Ende nicht ein anderes Wort ist für Depression. Woraus sollte dieses Selbst denn bestehen? Und die großen Kollektive, die es ja gab, die sind auch diskreditiert. Die Sehnsucht nach dem Wir wird umso größer, je weniger das Wir real stattfindet. Ich habe starke Zweifel am Konzept des Individualismus. Was soll Individualismus denn sein? Ist das nicht eine Geisteskrankheit? Das Ich ist die Geisteskrankheit. Die Vorstellung von Individualität ist ein Marketingtool des Systems. Der Individualist mit seinen Bedürfnissen, die doch irgendwo herkommen, ist der perfekte Teilnehmer am Warenkreislauf. Auch so: der Individualdepp.

Ist Melancholie denn nicht auch eine Idylle, ein Rückzugsort?

Diese Konzentration auf sich, das Draußen sein, das hat schon eine subversive Kraft. An den Höfen der absoluten Herrscher gehörte es zum Code, dass keine Traurigkeit herrschen möge. Im Umfeld Hitlers und Stalins wurde dafür gesorgt, keine Melancholiker anzutreffen.

Am Hofe des Kapitalismus sind sie eben auch nicht erwünscht. Man kann keinen Staat mit ihnen machen. Und es wimmelt von ihnen.

Und wie sie wimmeln, besonders im Internet. Eine Chance für radikal Vereinzelte?

Im Netz schimmert die schwarze Seele des Weltgeistes. Das Netz kommt aus der Dunkelheit. Im Innern der Kabel, der Leitungen, der Server, der Festplatten herrscht Schwärze. Und die Informationen, die sich dort formieren und unterwegs sind, unten auf dem Grund des Marianengrabs, haben nie das Licht gesehen. Nur die Sichtfenster, die Sichtschirme, die wir vor uns haben, sind auf den ersten Millimetern hell. Wie Bullaugen. Damit wir überhaupt was sehen können. Was dann kommt, ist schwarz. Diffus. Und die physische Schwärze bedingt auch die inhaltliche. „Myspace“ ist ein geruchsfreier Komposthaufen menschlicher Äußerung. Dabei ist aber ja gerade der Geruch die eigentliche Aussage des Komposthaufens.

Wir sind also ein radioaktiver Müllhaufen, ein Zerfallsprozess. Wo fing das an und wann?

Die Abschaffung Gottes war schon eine Zäsur.

Bei so viel Traurigkeit: Wie kommt es, dass Sie als Sommer- und Glücksbote gelten? Fühlen Sie sich missverstanden?

Nein, nein. Auftritte sind ja auch Tauchfahrten: Ich habe gar keine Vorstellung davon, wie ich verstanden oder missverstanden werden kann. Es ist immer ein gemeinsames Erlebnis

mit dem Zuschauer. Wenn das „Sorgenlied“ zusammen gesungen wird, ist das ein Gemeinschaftsprojekt. Wenn geholt wird, ist das auch gut. Ich liebe jeden Kalauer, der sich am Wegesrand hingelegt hat. Ich nehm ihn mir dann und mach ihn kurz wach. Aber man wundert sich, natürlich. Ganz erstaunlich finde ich in der Tat, auf welche Weise ein Lied wie „Sonnendeck“, das ja doch auch vom Tod handelt, rezipiert wird: als Happy-Sommerhit. Das passiert dann nicht mehr in meiner Sphäre. Es sind abstrakte Inhalte, die auf ihre eigene Reise durch den Äther gehen und mit denen jeder machen kann, was er will.

Im „Heimkehrlied“, einem der eindringlichsten Stücke des neuen Albums, ist der Sommer dann aus: Jemand kehrt zurück, um dem eigenen Doppelgänger zu begegnen, einem Deppen, der leere Gesten vollführt. Da ist kein Ulk mehr, nur Schmerz und Erkenntnis. Auch die Verweigerungsbotschaften – zum Beispiel: Keine Haut für Geld – die sind Ihnen ernst, oder?

Das ist total ernst. „Stilberatung“ ist ein klassisches Protestlied, mit dem ich die Welt retten möchte. Selbst wenn es prude wirkt: Hauptsache Körperbedeckung. Verfügbarkeit eingrenzen. Der unpfindbare Rest unserer Herzen. – Gut, am Strand ist Haut genehmigt.

Der Eröffnungstitel, „Räume räumen“, klingt gar nach Widerstand. Anarchie im Alltag?

So viel Sekunden hat mein Tag nicht, die ich bräuchte, um meine Neine zu sagen. Es ist ein unendlicher Widerstand darin enthalten. Kaputtmachen allerdings ist eine Form von Romantik. Selbst in den Siebzigern wollte man schon vor allem romantisch sein, nicht irgendetwas kaputtmachen. Aber das ist ja alles durchdekliniert, ist alles Vergangenheit, vorbei, abgehakt.

Dann taucht dieses Du „mit großem Herzen“ auf – und aus Nein wird Ja. Die Liebe ist mehr als Sehnsucht, als kostümierte Melancholie?

Die Liebe ist die Realität. Das ist der große Handlungszusammenhang. Das Panorama zeigt vor allem Liebe. Wo man hinblickt – überall Liebe. Das ist das, was bleibt. Der Rest mendelt sich weg. Die Schmerzen, die Wunden – letztendlich haben sie nichts als einen Auftrag: zu verfliegen und zu verheilen.

Da hilft die Musik. Elektropop, Deutschrock, Indieschlager, romantisches Liedermachertum: Peter Licht identifiziert sich mit keiner Richtung. Weil der Stil nicht der Mensch ist, sondern Kleid der Gedanken?

Ich gehe da schon immer sehr enthusiastisch rein. Ich habe nicht das Gefühl, mir Stile wie Kleider nur überzustülpen. Ich bin da eigentlich recht unflexibel. Aber glauben kann ich an Stile nicht: Sie sind ja doch nur das Transportmittel. Sehr vergleichbar auch literarische Stile. Ich habe auch beim Schreiben kein klares Vorbild. Mein Stil ist die Euphorie.

Als Autor sind Sie jüngst in Erscheinung getreten, waren 2007 in Klagenfurt dabei. Ihre Texte lesen Sie bei Ihren Auftritten vor. Gehört das dazu? Sind Bücher nur Zwischenstufen?

Die Texte sind schon endgültig. Mich freut, dass sie so eine fixe Form haben. Dann ist das mal abgehakt. Die Bücher sind mir genauso wichtig wie die Platten.

Was lesen Sie gerade?

Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“. Das sind so Ludwigsburger Geschichten, das totale Nichts. Aber schön. Ich habe da immer die Vorstellung, dass es einmal eine Zeit gab, in der die Welt irgendwie leer war. Die Masse wurde erst später erfunden.

Wo schreiben Sie? Flaneur oder Schreibtisch? Unterwegs. Ich dichte in der Hetze des Alltags. Viel entsteht auf dem Fahrrad. Und einige im Gespräch.

Wir sind hier in Köln: Ist diese Stadt nicht das letzte Bollwerk gegen die Melancholie des Animal Triste? Der ewige Karneval als Rettung?

Das könnte sein. Auch wenn der Karneval furchtbar ist – traurig ist er nicht. Er kommt ja jedes Jahr wieder. Die Belegschaft wechselt. Die Masken verändern sich. Doch es wird immer weitergehn. Endlos ist das Glück.

Köln ist ja auch eine heilige Stadt. Wie Varanasi ungefähr. Überall Wiedergeburt, heilige Kühe. Was war Peter Licht im letzten Leben?

Et kölsche Varanasi. Das ist en Vorstellung, die sich jewaschen hett (mit Janges-Wasser) – ewer do lejen immer de ganze Wasserleische drinn eröm, in de Janges. Ahnjeknabbert vun de Fisch. Dat is'n Brüh! Unn ahl de Lück kumme dohin noh Varanasi am affzekeratze, domit se derek inde Himmel hufahre künne, in et Niewahna. Dat weiß ich nit ob dr Kölsche sich do mit infiziere wööd. Ever zu dinge Verzätscher mit de Driss Wiederjeburcht: isch wööd sachen, dat de Peterlicht früher de F.A.Z. wor unn jezz op en Stufe weiter zurückkommen is.

Wo sind Sie denn jetzt? Herr Licht?

Hallo?